

(Nachdruck verboten.)

49]

Die flucht.

Von A. Wagnowski.

Aber Krassuski schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Seine Blicke schweiften weithin durchs Fenster, bis an das Haus Arkanoffs. Dort stand Arkanoff auf der Treppe.

„Frau Arkanoff . . . liebe Frau Arkanoff! . . . Fragen Sie nicht, grübeln Sie nicht. Ich flehe Sie an. Eilen Sie und verlassen Sie Ihren Mann nicht einen Augenblick.“

Krassuski stieß das so bewegt hervor, eine so grenzenlose Angst klang aus seiner Stimme, daß die erschreckte Frau, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, nach Hause eilte. Atemlos, die Augen weit aufgerissen, stürzte sie ins Zimmer, und als sie ihren Mann ruhig auf dem Bette liegen sah, lehnte sie sich an den Türpfosten und drückte die Hand aufs Herz.

„Was ist Dir?“

„Ach, Arty, warst Du nicht eben mit der Hinte auf der Treppe?“

„Zu welchem Zweck? Wo bist denn Du gewesen?“

„In der Schmiede.“

„Aha!“

Er setzte sich aufrecht und sah sie düster an.

„Nun? Hat er bitten lassen, ich möchte kommen?“ murmelte er, und ein unangenehmes Grinsen verzog sein Gesicht.

„Er hat bitten lassen, Du möchtest kommen!“ antwortete sie, am ganzen Leibe zitternd.

Er sah sie immer noch durchdringend an.

„Und was würdest Du sagen, wenn . . . ich ihm plötzlich eine Kugel vor den Kopf schösse?“

„Du hast keine Ursache dazu, Arty. Bei Gott nicht!“

„Schwöre nicht! Wenn Du schwören müßtest, wäre es schon um ihn geschehen. Hier werde ich ihn natürlich nicht niederschützen, aber in Amerika . . . wer weiß.“

Er stand auf und maß das Zimmer mit großen Schritten.

Eugenie sah ihn gespannt an, wie jemand, den sie früher gekannt und jetzt wiederzuerkennen suchte. Erst als sie bei einer Wendung, die er machte, eine seiner Schultern nervös zuden sah, krampfte sich ihr Herz schmerzlich zusammen. Von Tränen überströmt, kniete sie vor ihm nieder, er aber stieß sie zurück.

„Genug davon! Was soll die Komödie!“

Er griff nach seiner Mütze und machte sich auf den Weg nach der Schmiede; sie aber lief den ganzen Weg neben ihm her, indem sie sich bemühte, mit ihm Schritt zu halten und ihm flehend und fragend in die Augen sah.

19.

Von diesem Tage an war Arkanoff wie verwandelt. Er wurde fröhlich, gesprächig und hatte es deutlich darauf abgesehen, Krassuski zu bezaubern. Seiner Frau tat er noch an demselben Abend Abbitte, umschlang ihre Knie und rief weinend:

„Nimm mich fort von hier, Genia, nimm mich fort! . . . Laß uns fliehen! Du weißt nicht, was in mir vorgeht. Mit Entsetzen beobachte ich mich selbst, als sähe ein anderer Mensch in mir, der alles anbietet, um mich zu verdrehen. . . Laß uns fliehen! Dort, in der Freiheit, wird meine Ruhe wiederkehren, werde ich tausend Gelegenheiten finden, nützlich zu sein. Es wird nicht mehr nötig sein, sich selbst und anderen etwas vorzulügen. Furchtbar ist das Joch der Knechtschaft und . . . der Untätigkeit!“

„Ja, Arty!“ wiederholte sie, sein Haar streichelnd, „furchtbar ist das Joch der Knechtschaft!“

Es war, als ob in jener Nacht Glück und Frieden in ihre zerrissenen Herzen eingezogen wären. Trotz der Gefahren, die ihnen drohten, trotz der verdächtigen Mährigkeit, die sich im Städtchen bemerkbar machte, waren sie seit langer Zeit nicht so fröhlich gewesen. Eugenie war nur Krassuski gram, weil er einen Verdacht gegen ihren Mann ausgesprochen hatte, und weil er dessen Bemühungen, seine Freundschaft zu erwerben, jetzt so kühl aufnahm. Der Jüngling ahnte, was das bedeuten sollte, und sein Mißtrauen Arkanoff gegenüber

nahm noch zu. Alle Tage, jeden Augenblick lauerte er herzklopfend, ob der Eisgang noch nicht beginne, und als sich endlich ein dumpfes, langgezogenes Krachen über das Tal wälzte, und mächtige, dommergleiche Schläge schnell aufeinander folgten, bemächtigte sich seiner eine unbändige Freude. Höflich, fast freundschaftlich, empfing er Arkanoff und sagte, er sei ihm nicht mehr nötig, denn er hätte nur noch den Apparat zum Messen des Bootsanges fertig zu machen und könnte das allein tun.

„Gehen Sie mit Ihrer Frau an den Fluß. Der Eisgang sieht hier prächtig aus, der Anblick ist wohl einzig in seiner Art!“ schlug er ihm höflich vor.

Die Eheleute waren jetzt immer beisammen, und Arkanoff erschien ihm nur dann gefährlich, wenn er allein blieb. Der junge Mann pfliff also fröhlich vor sich hin, indem er einen Tuchbeutel an dem Kleinen Reif des Apparates befestigte.

Frühlingsluft, Sonnenglanz, leise sanfte Lustzüge, und mannigfaltige Stimmen drangen durch die weit geöffneten Türen und Fenster in die Werkstatt. Aus diesen Stimmen, aus dem Krachen der aneinanderstoßenden Eisschollen hörte sein geübtes Ohr, das Ohr eines Jägers und Schmiedes, schon seit dem Morgen die leisen, regelmäßigen, rasch aufeinanderfolgenden Hammerschläge der Kameraden heraus, die in der Ferne, jenseits des Flusses, auf Eisen niederfielen. Jeder Schlag schien ihn der Heimat näher zu bringen, jeder ein Glied der knechtenden Fesseln zu zertrümmern. In der Nacht konnte er nicht schlafen, denn in der eingetretenen Stille ertönten die Hammerschläge so deutlich, daß er fürchtete, sie könnten auch von anderen gehört werden. Er ging sogar ans Ufer, wo ihr kleiner Rachen bereit lag, und wollte über den Fluß setzen, um die Genossen zu warnen. Aber er sah ein, daß es nutzlos gewesen wäre, denn ehe er dort sein konnte, mußte die Sonne aufgehen, mußten die von der Nachtkälte festgehaltenen Schollen weiterziehen, und das Echo der herüberdringenden Arbeit in dem Krachen und dem erwachten Lärm des Lebens untergehen. Jetzt aber schlief alles im Städtchen; außerdem hatte er bemerkt, daß den Einwohnern der Rhythmus nielender Hämmer unbekannt war, und er sagte sich daher, diese Schläge könnten ihnen gewiß nichts verraten. Er kehrte nach Hause zurück und war bald fest eingeschlafen.

Und er träumte, er sei in Polen.

Da zerrte jemand heftig an seiner Hand. Er öffnete die Augen. Die Sonne überflutete die offene Werkstatt und seine Schlafkammer mit ihrem goldenen Licht. Am Bette stand Arkanoff.

„Ein Unglück,“ sagte er mit Grabesstimme. Die Dschurdschnier veranstalten ein Frühlingsfest, gerade der Bucht von Burumuk gegenüber.“

Krassuski sprang auf, ohne im ersten Augenblick zu verstehen, was der andere damit sagen wollte, aber als er das Krachen des berstenden Eises hörte, den Lärm des Städtchens und das leise, rasche, verhallende Hämmern der fernen Genossen, da stürmte das Bewußtsein der Lage auf ihn ein.

„Was nun?“ fragte Arkanoff.

Krassuski schaute ihm ins Gesicht. Die Niedergeschlagenheit Arkanoffs schien ihm gemacht, denn tief auf dem Grunde seiner Pupillen und um die Mundwinkel glaubte er verborgene, unterdrückte Freude lauern zu sehen. Der Jüngling kleidete sich mit zitternden Händen an und antwortete nicht. Als er auf die Straße trat, sah er eine Menge Menschen, die in der Nähe des Polizeiamtes paarweise und Arm in Arm herumspazierten. Er erkannte das grüne Kleid der Popenfrau, das tomatenfarbene der Frau Kosloff, das violette der Frau Barlaamowa, erkannte die einer Hopfenstange gleichende Gestalt der „Madame Angól“, die lede Denisoffs, und die übrige fashionable Jugend. Schnell weitergehend, überholte er einen Schlitten, der mit Körben, Flaschen, Fächern und dem weißen Zelte des Zsprawnik — einem bisher in Dschurdschnj unbekanntem Gegenstand — beladen war. Der vorgespante Ochse, der gleichzeitig einen Sakuten auf dem Rücken trug, war kaum imstande, die schwere Last über den schwarzen knirschenden Weg zu ziehen. Krassuski war dem Sakuten bald weit voraus, stieg den steilen Abhang ans Ufer hinab und merkte erst hier, daß Arkanoff und Eugenie ihm auf dem Fuße folgten. Er sah sie drohend an, suchte das Ruder auf,

ergriff den Nachen beim Schnabel, stellte ihn zurecht und schob ihn ins Wasser. Atemlos kam Arkanoff herbeigelassen und faßte den Rand des NACHENS von der anderen Seite. Sie rangen miteinander, indem jeder versuchte, den NACHEN an sich zu ziehen.

„Laß los! . . . Was willst Du tun? . . . Unwürdiger!“ brüllte Krassuski, und schwang das Ruder gegen seinen Gegner.

„Laß los! Du kannst nicht. Du wirst ertrinken . . . Ohne Dich sind alle verloren!“ feuerte Arkanoff.

Aber Krassuski hörte nicht oder begriff die Antwort nicht. Er zerrte ihm das Boot aus der Hand, setzte sich hinein und stieß es weit vom Ufer ab. Arkanoff und Eugenie sahen, wie er den Stellen zusteuerte, wo die treibenden Eisschollen am tollsten wirbelten. Aber er mußte sich schnell besonnen haben, denn er wandte sein zerbrechliches Schiffchen dem Ufer zu. Die Eisschollen trieben nicht mehr in gedrängten Massen, wie zu Anfang des Eisganges, der lange weiße Strich war schon in Teile zerrissen und trieb meistens in der Mitte des Flusses, während sich die Schollen nur dort, wo jener eine Biegung machte, zu lärmenden Haufen anstauten. Zu beiden Seiten des Eises glänzten freie Wasserstreifen. Darauf eben hatte Krassuski gerechnet. Wie ein Pfeil schoß er den Fluß hinab. Er ließ große Eistafeln und kleine Schollen und übereinandergetürmte Eisberge hinter sich, und suchte und spähte, bis er einen breiteren Kanal zwischen dem Eise gefunden, und schiffte nun diesen mit rasender Geschwindigkeit hinab. Eugenie und Arkanoff sahen mit angehaltenem Atem, wie er den kleinen Eisschollen gewandt auswich, wie er sich hinter größeren hielt und immer in ihrem Schutze weiter steuerte; wenn sie ihn aber einzuschließen drohten, zog er den NACHEN aufs Eis und schleppte ihn nach der entgegengesetzten Richtung. Auf diese Weise hatte er den größten Teil des Weges zurückgelegt. Arkanoff wischte sich den Schweiß von der Stirn; er sah ein, daß er selbst schon lange untergegangen wäre. Möglich bewog ihn ein durchdringender Schrei seiner Frau aufmerkamer nach dem Fluß hinzusehen. Der NACHEN war verschwunden, auf dem Eise kniete ein einsamer Mensch. Was dieser Mensch weiter tat, wie er von Scholle zu Scholle sprang, wie er endlich die Kleider abstreifte und über den letzten eisfreien Wasserstreif hinüberschwamm, wie er die herabhängenden Weidenruten ergriff, und wohlbekannte Gestalten dazwischen auftauchten, um ihm Hilfe zu bringen, das alles sah Arkanoff nicht mehr recht, denn als er die Stimme seiner Frau gehört und den Ausdruck ihres Gesichts gesehen hatte, war ihm zu Mute gewesen, als hätte ihn ein Keulenschlag vor den Kopf getroffen. Eugenie war freideweis, und ihre Züge so schmerzlich verzerrt, wie er sie noch nie gesehen zu haben glaubte. Ihre gerungenen Hände hingen schlaff herab, ihre Augen waren geschlossen, und sicher hatte sie den Ausgang des ungeheueren Wagnisses gar nicht gesehen. Erst als das Gammern drüben verstummte, warf sie einen irren Blick auf die in wilder Jagd vorbeistürmenden Kristallblöcke, auf die weißen Felder, die in machtvollen Schwingungen Bogen um Bogen beschrieb und alles zermalmt, was ihnen in den Weg kam. Und sie glaubte, noch immer dieselben vor sich zu haben, die sie eben angstvoll angestarrt, obgleich jene schon weit fort, schon lange jenseits des Verges waren. Daher suchte sie begierig nach dem gelockten, ihr so wohlbekanntem Kopf, suchte aber vergebens. Plötzlich hörte sie hoch oben am Rande des Abhanges Stimmen und Schritte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Schwesterseele.

Von Michel Thivars.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Im Alter von 30 Jahren war der Dichter von „Tränen der Laute“, Jehan du Bois — in Wirklichkeit hieß er ganz prosaisch Jean Dubois — noch unverheiratet. Dieses eigenartige Festhalten an der Ehelosigkeit bildete eines der beliebtesten Gesprächsthemen in den Salons der kleinen Stadt.

Man mag noch so sehr einer Kopfenstange ähneln, auf welche aus Versehen ein Gehrod gehängt ist, man mag noch so lange Haare tragen, die, gleich den Zweigen einer Trauerweide, ihrem Träger über Stirn und Nacken hängen, man mag noch so sehr seiner Leidenschaft trönen, elegische, schläfrige Verse zu verfassen und sie mittheilslos seinen Bekannten vorzutragen — ganz gleich! Wenn man 40 000 Frank Rente besitzt, hat man kein Recht, ledig zu bleiben!

So lautete wenigstens das einstimmige Urtheil aller jener Damen der „Gesellschaft“, die heiratsfähige Lächler besaßen. Alle diese Damen suchten einander in Liebenswürdigkeiten gegenüber dem Millionär-Dichter zu überbieten und sehnten inbrünstig den Tag herbei, an dem sie ihn ihren Schwiegerjohn würden nennen dürfen.

Die beiden in dieser Hinsicht eifrigsten Damen, welche, wenn man sich so ausdrücken darf, an der Spitze der Meute galoppirten, waren die trockene, spindeldünne Gattin des Notars, Madame Colmuche, und die korpulente, junonische Frau des Eisenwarenhändlers aus der Rue de Paris, Madame Jordonnet.

Diese beiden Schläuberger hatten bald heraus, daß das sicherste Mittel zur Eroberung ihres Schwiegerjohnes in spe sei, seiner Eitelkeit als gottbegnadeter Poet zu schmeicheln. So oft der Millionär nach einem, mit fleißigem Nachschlagen in seinem Reimlexikon verbrachten Tagewerk des Abends den Salon betrat, in welchem gerade die „Gesellschaft“ des Städtchens vereinigt war, — sofort rief Madame Colmuche mit tadellos geübtstem Entzücken:

„Ah! Da ist ja Herr Jehan! Endlich werden wir doch Verse hören!“ Während Madame Jordonnet mit honigsüßem Lächeln seufzte: „Ach ja! Tragen Sie uns ein paar Ihrer köstlichen Poesien vor, Herr Jehan!“

„Sie legen wirklich Wert darauf, meine Damen?“ entgegnete entzückt der Säugling der Musen.

Ohne sich weiter bitten zu lassen, lehnte er seinen langen Gehrod und seine Trauerweidenhaare an den Kamin, zog ein Papier aus der Tasche und deklamirte mit Grabesstimme die elegische Frucht seiner Arbeit, in der beständig von toten Blättern, von sterbender Sonne, von Jungfrauen mit Stirnen, so bleich wie der Tod, und von Liebe, stärker als der Tod, die Rede war.

Und ebenso regelmäßig begann Madame Colmuche auf ihrem Sessel hin und her zu zappeln und begeistert zu klatschen, während Madame Jordonnet Augen machte, als ob sie jeden Moment in Ohnmacht fallen wollte.

Dann stürzte der Gendarmrie-Kapitän Patardot, ein Wittwer, der ebenfalls mit einer heiratsfähigen Tochter gesegnet war und sich von den beiden Frauen, deren Schliche er durchschaut hatte, nicht den Rang ablaufen lassen wollte, auf den Dichter zu und rief im lautesten Kommandoton, während er ihm fast die Hand zermalmt:

„Mein lieber Jehan, darf ich Ihnen meine Empfindungen ausdrücken? Ausdrücken mit soldatischem Freimuth, der sich schlecht aufs Schmeicheln versteht? Ja? Darf ich? Nun, es war gerrohartig! Einfach gerrohartig!“

Bei diesem allgemeinen Begeisterungstau mel senkten die jungen Damen Colmuche, Jordonnet und Patardot verschämt und erröthend — worüber sie eigentlich errötheten, hätten sie wohl selbst schwerlich zu sagen vermocht — die Augenlider.

Eitel, wie die Mehrzahl der Poeten, atmete Jehan entzückt den Weihrauch, den man vor ihm verbrannte, aber das war auch alles. Er begehrte nicht die mindeste Lust, seine Hand und seine 40 000 Frank-Rente einem der Fräulein Colmuche, Jordonnet oder Patardot anzubieten.

War der Dichter von „Tränen der Laute“ im Prinzip ein Gegner der Ehe? Keineswegs! Es wäre ihm im Gegentheil sehr angenehm gewesen, sein Schicksal mit dem einer Jungfrau — selbst ohne totenbleiche Stirn! — zu vereinigen, einer Jungfrau, die die Muse seines Herdes sein sollte. Aber diese junge Dame mußte unter allen Umständen eine der seinigen verwandte Seele besitzen, sie mußte seine Schwesterseele sein. Darauf legte er den allergrößten Wert! Ohne Schwesterseele keine Heirat! Aber wo war sie, diese Schwesterseele, die allein die Poesie seiner Seele zu verstehen vermochte? Die irdischen Hüllen der Fräulein Colmuche, Jordonnet und Patardot bargen sie sicherlich nicht.

Jehan wartete auf seine Schwesterseele — darum heiratete er nicht.

II.

Eines Abends war großer Empfang bei Madame Colmuche. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Jehan sich unter denen befand, die zu dieser Feierlichkeit eingeladen waren.

Sobald seine lange Gestalt in der Thür des Salons sichtbar wurde, ließ Madame Colmuche ihr gewohntes: „Ah! Da ist ja Herr Jehan! Endlich werden wir doch Verse hören!“ vom Stapel.

Natürlich lehnte der Dichter von „Tränen der Laute“ bereits zwei Minuten später am Kamin und weinte seine allerneueste Liebesklage.

Während er mit seinem elegischsten Gesicht, über das sich, nicht minder elegisch, die Trauerweide seiner Haare senkte, elegische Alexandriner deklamirte, beobachtete Jehan verstohlen die Zuhörer, um die Wirkung seiner Verse zu konstatieren. Plötzlich gewahrte er in einem Winkel des Salons eine junge ihm unbekanntete Dame, deren große in Tränen schwimmenden Augen unverwandt an seinen Lippen hingen.

Was? Tränen? Ja, Tränen! Wirkliche Tränen! Kein Zweifel: die junge Dame drückte des öfteren ihr Wattisttaschentuch an die Augen.

Jehans Herz begann vor Freude zu hüpfen. Tränen! Zum erstenmal brachte seine Poesie diese elementare Wirkung hervor. O, köstliche Tränen! O, göttliche Tränen! Wie gern hätte er sie in einem feueren, mit Edelsteinen verzierten goldenen Kelch sammeln mögen!

Hatte er sie endlich gefunden, die langgesuchte Schwesterseele? War sie es, die sich ihm endlich offenbarte?

Bitternd vor Aufregung richtete sich der Poet in die Höhe, und seine Stimme vibrierte, als er, wie von einem hohen Piedestal herab, die letzten Verse ins Publikum schleuderte:

„Das Frauenherz gleicht einem rätselhaften Abgrund, Dessen Seiten niemand noch durchblättert hat.“

Dieses etwas gewagte Bild von einem Abgrund, der Seiten hat, die jedenfalls liniert, vielleicht gar mit Goldschnitt in Kalbsleder gebunden sind, machte fabelhaftes Aussehen. Madame Colmuche gluckte vor Verwunderung, Madame Jordonnet verdrehte die Augen, und der Kapitän Patardot brüllte:

„Grrrohartig, mein lieber Jehan! Einfach grrrohartig!“

Aber Jehan hörte nichts. Seine Blicke hingen, wie gebannt, an der schönen Unbekannten, die dicke rote Augen hatte und sich mit einer Nührung schneuzte, deren Aufrichtigkeit über jeden Zweifel erhaben war.

„Sagen Sie mir doch,“ erkundigte er sich heimlich beim Kapitän, „kennen Sie das Fräulein dort in der Ecke?“

Madame Jordonnet hatte die Frage gehört.

„Meinen Sie die Kleine mit der roten Nase?“ trat sie giftig dazwischen.

Und Madame Colmuche antwortete: „Das ist die Tochter unseres neuen Steuereintnehmers. Sieht etwas dumm aus, nicht wahr?“

Dumml! Sie, der seine Verse Tränen entlockt hatten! Den Teufel auch! Die Frau Kotar ahnte nicht, daß der Dichter von „Tränen der Laute“ sie in diesem Moment am liebsten erwürgt hätte.

III.

Zwei Wochen später durchheulte wie ein Lauffeuer eine Sensationsnachricht das Städtchen.

„Haben Sie schon gehört? Jehan du Boys wird sich verheiraten.“

„Na endlich! Wer ist die Glückliche? Fräulein Colmuche oder Fräulein Jordonnet oder Fräulein Patardot?“

„Keine von allen dreien! Der Millionär-Dichter heiratet die Tochter des Steuereintnehmers!“

Allgemeines Erstaunen in der „Gesellschaft“. Madame Colmuche bekam einen Nervenanfall, Madame Jordonnet die Selbstucht.

Der Kapitän Patardot zuckte nur die Achseln und sagte: „Altweiberlätschl Dummess Zeug!“

Aber als das Aufgebot bestellt wurde, mußte er sich doch überzeugen, daß es nicht dummes Zeug war.

Die Hochzeit wurde mit großem Pomp gefeiert. In der Sakristei defilierte die ganze „Gesellschaft“ an der Neubermaßten vorbei, deren Augen an diesem Tage ebensowenig rot waren, wie ihre Nase, und die überhaupt sehr hübsch aussah, was aber die Damen Colmuche und Jordonnet nicht hinderte, sie abscheulich freistert und geschmacklos gelleidet zu finden.

Einige Zeit später erhielten diese beiden Damen, sowie der Kapitän Patardot und alle Notabilitäten des Städtchens eine Einladung. Herr und Madame Jehan du Boys luden zu ihrem ersten Empfangstage ein. Diese Empfangstage sollten in Zukunft den etwas anspruchsvollen Titel „poetische Soireen“ führen.

Trotz des Honigmonds hatte es der Poet eilig, das Publikum für seine Elegien wiederzufinden. Die Weibbrauchtatmosphäre, die ihm so lieb und vertraut geworden war, fehlte ihm.

Man kann sich leicht denken, daß er es sich nicht nehmen ließ, seine Gäste mit den jüngsten Kindern seiner Muse zu regalieren. Aber ach! Ein Durchfall, ein ganz kolossaler Durchfall — das war alles, was seine Poesie an diesem Abend errang.

Statt entzückt zu glucksen, unterdrückte Madame Colmuche mit Mühe das Gähnen. Statt begeistert die Augen zu verdrehen, schien Madame Jordonnet gegen eine unüberwindliche Schlafsucht zu kämpfen. Und der Dichter von „Tränen der Laute“ hörte geminnlichen Herzens Patardot in den Wirt brummen: „Solche Dummheiten läßt man sich allenfalls von einem Junggesellen gefallen, aber für einen verheirateten Menschen schickt sich das doch wirklich nicht mehr!“

Die drei Schmeichler von ehedem rächten sich für ihre Niederlage.

„Muß ich noch besonders von dem tadelnswerten Betragen der Fräulein Colmuche, Jordonnet und Patardot sprechen, die sich hinter ihren Fächern verstecken, um nach Herzenslust lachen zu können? Tatsächlich, sie wagen zu lachen, diese albernen Frauenzimmer!“

„Verlen vor die Säue!“ ächzte der tiefgetränkte Poet.

Aber er tröstete sich schnell. Wließ ihm doch seine Gattin, seine süße Muse, seine Schwesterseele, sie, deren poetisches Herz so gut das seine verstand. Beweis: die Tränen, welche sie an jenem ewig dankwürdigen Abend vergossen hatte.

Für sie, für sie allein würde er von nun an seine Leier stimmen, für sie seine schönsten Verse dichten, für sie allein die beredtesten Klagen seiner elegischen Seele ertönen lassen. Und um recht würdig zu beginnen, deklamierte er ihr, sobald die Gäste fort waren, ihr, ihr allein die berühmte Elegie:

„Das Frauenherz gleicht einem rätselhaften Abgrund, Dessen Seiten niemand noch durchblättert hat.“

Er erwartete, sie, wie damals, in Tränen zerfließen zu sehen. Aber nein! Die Augen der Schwesterseele blieben trocken, ungreiflich trocken! Nicht ein Zeichen der Nührung! Nicht einmal ein Seufzer! Nichts!

„Welch eine Veränderung, meine Teure!“ sagte er in sanft vorwurfsvollem Ton. „Du erinnerst Dich also nicht mehr?“

„Woran, Liebster?“ fragte erstaunt die Schwesterseele.

„Woran? Nun . . . an jenen Abend, an dem wir uns zum erstenmal saßen.“

„Doch!“ entgegnete sie unbefangen. „Ich erinnere mich sehr gut! Den Abend werde ich nie vergessen. Stell' Dir vor, daß ich an dem Abend einen Schnupfen hatte . . . einen Schnupfen, sage ich Dir . . . ! Die Augen tränten, die Nase lief . . . Gott! Was für ein Schnupfen!“

Der elegische Dichter war einer Ohnmacht nahe. Diese köstlichen, diese göttlichen Tränen, die er in einem teuren, mit Edelsteinen besetzten, goldenen Kelch hatte sammeln wollen . . . entschließ! Nicht die Töne seiner Leier hatte sie fließen lassen, sondern der Schnupfen!

Und das war seine Schwesterseele! —

Kleines feuilleton.

er. Alte Sachen. „Und was tun wir mit dem Ueberzieher hier?“

Das Mädchen hielt den Rock weit ausgespannt, so daß das Licht der Gasampel voll und hell auf ihn fiel.

„Der?“ Die gnädige Frau drehte sich um. „Das ist ja der letzte Winterüberzieher vom jungen Herrn, der kommt natürlich auch fort, den trägt er gar nicht mehr. Legen Sie ihn zu den übrigen Sachen, Marie.“

„Der junge Herr hat ja einen neuen . . .“ sagte Marie und warf das Kleidungsstück auf einen Berg Gerrenzeug, der bereits auf dem Sofa lag.

„Und was ist nun noch drin?“ fragte die gnädige Frau.

Das Mädchen bückte sich und kühlte den Grund des großen Garderobenschranks mit den Händen ab, sie stand auf: „Nun nichts mehr!“

„Na, es ist auch gerade genug.“ Die Gnädige seufzte leise. „Dieser Krempel . . . wieviel ist es denn nun eigentlich?“

„Drei Anzüge und der Winterüberzieher vom jungen Herrn und dann die beiden Matrosen-Anzüge vom kleinen Fröh.“ Das Mädchen hatte nachgegählt: „Und alles noch so gut. Wollen gnädige Frau wirklich alles fortgeben? Der Winterüberzieher ist noch ganz gut erhalten.“

„Ach, wo ist denn der gut? Na ja, nach Ihren Begriffen,“ die gnädige Frau lächelte gönnerhaft, „so was trägt doch mein Sohn nicht mehr, das ist ja noch Jaçon vom vorigen Winter. Die Hosen von dem schwarzen Anzug sind durchgeschauert, die müßten ja geradezu gestickt werden. Nein, schreiben Sie nur nachher gleich die Karte an die Brodensammlung, sie soll's abholen.“

„Wer soll was abholen?“ fragte eine Stimme aus dem Neberraum; gleichzeitig schob sich eine schlante elegante Frauengestalt durch die Portieren.

„Gerzjeß, Koufine Elly . . .“ Die gnädige Frau eilte ihr entgegen und schüttelte ihr die Hand: „Aber komm' uns nicht hier herein, wir sind gerade beim Kramen. Ich sehe unsere alten Sachen nach, hier staubt es so.“

„Ach, laß nur, das tut ja nichts.“ Die junge Frau saß schon im Sessel: „Ja, die alten Sachen, man weiß immer nie, wohin damit. Hast Du eine gute Abnahmequelle?“

„Ich lasse sie einfach von der Brodensammlung abholen. — Sie können gehen, Marie.“

„Von der . . . ? Was für'n Ding?“

„Brodensammlung. Hast Du davon noch nie gehört? Nein, Du bist ja noch fremd hier. Das ist so 'n wohltätiges Unternehmen, das allen alten Krempel zusammenholt, den unsereins nicht mehr brauchen kann, den verlaufen sie dann für'n paar Pfennige an arme Leute.“

„Ach so . . .“ nickte Frau Elly, „und zahlen sie gut?“

„Wer? Die armen Leute?“

„Ach, Unsinn, die Brodensammlung!“

„Na, Elly, Du verstehst wohl nicht, es ist doch für die Wohltätigkeit. Man schenkt doch die Sachen, und die armen Leute holen sie sich ebenfalls für halb geschenkt, vielleicht 'n Rock für fünf Silbergroschen oder so, und wenn sie sehr arm sind, bekommen sie ihn auch geschenkt. Daß sie ihn sonst bezahlen müssen, das ist nur solche . . . na, solche Umschreibung, damit es nicht so beschämend für sie sein soll. Aber es ist ein sehr edles Unternehmen . . .“ Die gnädige Frau wurde gefühlvoll: „Dies mal, was dadurch für Not gelindert wird. Wenn sich zum Beispiel 'ne arme Mutter ein Bett holt, weil ihre fünf Kinder sonst auf Stroh lägen, oder wenn 'n armer Arbeiter sich für 'n paar Groschen 'n anständigen Rock kaufen kann, und dadurch wieder Arbeit kriegt und 'n anständiger Mensch bleibt, ist das nicht schön? Mir geht immer ordentlich das Herz auf, wenn ich da auch etwas mit für die Armen tun kann — und man hat's ja so billig.“

„Ja, allerdings . . .“ Frau Elly nickte. „Wenn man bloß Sachen gibt, die man selbst nicht mehr brauchen kann, dann ist das ja sehr bequemer.“

„Und es ist so ein hübsches Gefühl, Gutes zu tun,“ sagte die gnädige Frau.

„Ja, nicht wahr, geht es Dir auch so?“ Frau Ellys Augen strahlten. „Ich denke gerade so, — und die Sachen da sollen die Armen von der Brodensammlung kriegen? Das sind ja aber noch ganz gute Sachen?“

„Na, Spaß, ob sie es sind . . .“ Die gnädige Frau nahm ein

Stück nach dem anderen auf. „Wir können sie ja allerdings nicht mehr brauchen, aber für arme Leute ist der Krempel noch lange gut.“
„Da ist er eigentlich noch viel zu schade.“ Frau Elly befehlte den Heberzieher. „Na, hör' mal, das willst Du verschenken? Den kannst Du ja noch verkaufen, da gibt Dir jeder Trödler zwei Mark dafür.“

„Neb' doch keinen Unsinn!“
„Rede ich auch gar nicht. Was denkst Du denn, soll ich Dir den alten Meyer schiden, der mir die alten Sachen abkauft? Der gibt Dir für den Rock mit Hreuden . . . na, und der Anzug hier, und diese Beinkleider, sagen wir alles zusammen fünf Mark, wenn Du zu handeln verstehst, auch sechs. Den grauen Anzug und die Jungens-Anzüge nicht, die sind zu schlecht.“

„Sechs Mark?“ Die gnädige Frau wiederholte es beinahe ungläubig. „Und Du meinst wirklich — sechs Mark? Da könnte ich mir ja die Teemaschine kaufen, die ich mir so wünsche für den Salon, da wär' ich ja direkt — dämlich, wenn ich die Sachen verschenken wollte.“

„Gewiß wärst Du es,“ lachte Frau Elly. „Telephonier' mal an den alten Meyer, wenn der was hört von gutem Herrzenzeug, ist er in einer halben Stunde hier.“

„Na, weißt Du, das mach' ich aber auch.“ Die gnädige Frau erhob sich. „Und den grauen Anzug nimmt er nicht, meinst Du? Am Ende gibt er da auch noch fünf Groschen für?“

„Du mußt es versuchen, ich glaub' es aber nicht. Na, was er nicht nimmt, kannst Du ja immer noch nach der Brockenansammlung an die Armen schiden.“

„Ja,“ nickte die gnädige Frau, „das kann ich immer noch tun. Aber ist das nett, daß Du gekommen bist, Elly. Ich hätte die Sachen wirklich verschenkt und nun kann man noch 'n Geschäft mit machen! Nein, ist es gut, daß Du gekommen bist!“

„Ich versteh' nur nicht, daß Du selbst nicht darauf kommst,“ lachte Frau Elly. „Na, hör' mal, so lange man 'was verwerthen kann, gibt man es doch nicht an fremde Leute.“ —

en. Die Durchlässigkeit der Eierschalen. Leute, die vom Verfolgungswahn oder von der modernen Batterienfurcht befallen sind und überall eine Vergiftungsgefahr wittern, glauben ganz gesichert zu sein, wenn sie nur Hühner Eier essen. Aber auch dieser Trost kann ihnen nicht gelassen werden, denn Eierschalen sind weit durchlässiger, als man glauben mag, so daß ihr Inneres sehr wohl Einflüssen von außen her unterliegt. Die Durchlässigkeit der Schalen wird schon dadurch bewiesen, daß ein Teil der Flüssigkeit des Eies mit der Zeit verdunstet und durch Luft ersetzt wird, so daß alte Eier ein geringeres Gewicht besitzen und an ihrem eingeschrumpften Inhalt zu erkennen sind. Daß die Eier durch ihre Schale durchaus nicht luftdicht eingeschlossen sind, zeigt sich auch durch die häufig beobachtete Tatsache, daß Eier, die in feuchtem Stroh verpackt gewesen sind, dessen Geruch anziehen. Man ist denn auch schon dahinter gekommen, daß man die Schalen mit einem besonders zähen Stoff, z. B. mit sogenanntem Wasserglas überziehen muß, um die Eier gegen die Einflüsse von außen her zu schützen und beliebig lange frisch zu erhalten. Wenn man ein Ei kocht, so stellt sich heraus, daß sein Gewicht durch Verdunstung innerer Gase abgenommen hat. Läßt man es dann aber im Wasser erkalten, so nimmt das Gewicht wieder beträchtlich zu, indem das Ei Wasser aufsaugt. Man kann diesen Vorgang sichtbar machen, indem man das Kochwasser mit Methylenblau färbt, das dann auch im Innern des Eies sichtbar wird. Ein rohes Ei kann man freilich lange in kaltem Wasser liegen lassen, ohne daß eine merkbare Gewichtsveränderung stattfindet. Wenn nun Wasser nach dem Kochen in das Ei eindringen kann, so könnte das selbe wohl auch mit irgendwelchen giftigen Stoffen geschehen, auch mit gewissen Bakterien, so daß selbst ein gekochtes Ei keine Gewähr für völlige Reinheit und Ungefährlichkeit bietet. Uebrigens ist das Eindringen von Schimmelpilzen in Hühner Eier schon seit langer Zeit bekannt. —

Medizinisches.

ss. Greisenhafte Kinder. Eine Beobachtung, die jedermann machen kann, ist, daß gleichaltrige Menschen nicht einen gleichaltrigen Eindruck machen. In höheren Jahren wird der Unterschied schon sehr deutlich, denn es gibt junge Siebziger, die von vielen Leuten, die das sechzigste Jahr noch nicht erreicht haben, beneidet werden. Aber in allen Zeiten des Lebens sind solche Unterschiede bemerkbar. Uebrigens laufen die Uhren der einzelnen Organe in ein und demselben Menschen auch nicht gleich schnell. Jemand hat vielleicht mit vierzig Jahren ein greisenhaft altes Herz, und sein Gehirn, seine Leber, seine Lunge usw. sind nicht über ihr normales Alter hinaus. Die merkwürdigsten Fälle sind jedoch greisenhafte Kinder, nicht etwa altfluge Kinder oder überhaupt solche, die ihrem Alter erheblich voraus sind, sondern wirklich greisenhafte in eigentlicher Bedeutung des Wortes. Die Erscheinung ist selten, aber so fonderbar, daß sie eine Beschreibung rechtfertigt, wie sie neulich von einem hervorragenden Arzt vor der Britischen Medizinischen Vereinigung gegeben worden ist. Sie hat den Namen Progeria (vorzeitiges Greisentum) erhalten und ist eine Vereinigung dessen, was dieser Name besagt und einer kindlich zurückgebliebenen Entwicklung, wobei aber das erstere überwiegt. Es muß noch betont werden, daß die betreffenden Personen sonst keine Krankheit durchzumachen gehabt haben. Das Leiden beginnt in früher Kindheit mit dem Verlust des Haares, der so stark sein kann, daß in einem halben Jahre mehr

als die Hälfte des ganzen Kopfsaares ausfällt. Gleichzeitig beginnt das Kind abzumagern; die Schultern fallen nach vorn, und die Brust wird beengt infolge eines Stillstandes in der Entwicklung der Schlüsselbeine. Der Kopf ist verhältnismäßig groß und erinnert etwas an einen Wasserkopf. Wenn das Kind weiterwächst, wird das Haar immer spärlicher und grau, so daß unter Umständen schon im Alter von sieben Jahren nur noch ein sehr dünner grauer Schopf übrig ist. Das Wachstum ist gehemmt, und das Kind nimmt überhaupt alle Anzeichen eines greisenhaften Verfalls an. Die Haut wird lose und runzelig, die Arterien zeigen greisenhafte Veränderungen, und das ganze Aussehen, sogar das geistige Verhalten, ist eher das eines alten Menschen als das eines Kindes. Solche Kinder ermüden leicht teils wegen Muskelschwäche teils wegen Kürze des Atems, die gewöhnlich aus ungenügender Herzaktivität entspringt. Die genaue Prüfung ergibt eine merkwürdige Mischung von Greisenhaftigkeit und kindlicher Zurückgebliebenheit. Die Haut, das Haar, das Gefäßsystem und die Enden der langen Knochen sind die eines alten Menschen. Die Schädel der langen Knochen, die Knochen des Schädels, die Zähne und die Brustdrüsen weisen deutlich Spuren ungenügender Entwicklung auf. Die Leber, die blutbildenden Organe und die Geschlechtsorgane scheinen sich in normaler Weise zu entwickeln und die allgemeinen Einrichtungen des Körpers meist in ganz befriedigender Weise vor sich zu gehen. Der Tod tritt gewöhnlich im Alter von sieben Jahren ein, und zwar an Herzschwäche oder an der sogenannten Brustangst. Es ist auffällig, daß auch die anatomische Untersuchung krankhafte Veränderungen an den einzelnen Organen nachgewiesen hat, die sich sonst nur bei Greisen finden, wie die Verkalkung der Arterien und die faserartige Veränderung der Nieren. Ueber die Ursachen der Krankheit ist man noch gänzlich im Unklaren, da ein einzelnes Organ dafür nicht hat verantwortlich gemacht werden können. —

Humoristisches.

— Annäherung. „Ach, Sie würden giedicht entschuldigen, mei' fähr verährtes Knädches Freileinchen . . . ich mechte Sie nämlich bloß ergäbenst aufmerksam machen: Se ham was im Auge!“

„So?“

„Ei ja. Nämlich — so 'was Liebes!“ —

— Dringende Abhaltung. „Herr Lehrer, morgen kann ich nicht kommen — wir zieh' n aus!“

„Was tuft denn Du Knirps dabei?“

„Mitfahren darf ich!“ —

— Gemüthvoll. „... Etwas Klein finde ich Ihre Wohnung, Frau Redakteur!“

„Allerdings — wenn mein Mann daheim ist, müssen wir uns schon recht einschränken — aber zum Glück ist er ja meistens eingesperrt!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Schiller-Feier in der Schweiz. Am 9. Mai 1005 wird jedem schweizerischen Schulkind ein Exemplar von Schillers „Wilhelm Tell“ als Geschenk überreicht werden. Die Kosten — 100 000 Frank — übernimmt der Bund. —

— Ludwig Feuerbach wird in München ein Denkmal errichtet. —

— Hauptmanns umgearbeiteter „Florian Geher“ geht am 22. Oktober im Lessing-Theater in Szene. —

— Gegen Frank Bedekind und seinen Verleger Bruno Cassirer ist Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften erhoben worden. Es handelt sich um die Komödie „Die Büchse der Pandora“. —

— Das Alte und Neue Museum, die Nationalgalerie, das Pergamon-Museum und das Museum für Völklerkunde bleiben am Dienstag, den 18. Oktober mit Rücksicht auf die Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums geschlossen. —

c. Teuere Kartoffel. Auf der ersten Ausstellung der neugebildeten britischen „Kartoffel-Gesellschaft“ zeigte A. Finch, der Pächter der berühmten „Eldorado“-Sorte neue Varietäten, die der Kartoffelkrankheit widerstehen sollen. Die Preise für diese Arten sind: „Goldaber“ 500 M. das Pfund, „Diamantader“ 500 M., „Millionemacher“ 400 M., „Großer Schotte“ 400 M. Die Preise für Eldorado-Kartoffeln, die zuerst 3000 M. das Pfund betragen, sind noch immer sehr hoch, etwa 4000 M. der Zentner oder 80000 M. die Tonne. —

ch. Der Gletscher von Jakobshavn (Grönland) ist um mehr als 18 Kilometer im Verlauf der letzten fünfzig Jahre zurückgewichen, seine Oberfläche um neun Meter niedriger geworden. —

— „Kartoffelhirse“. Ein Lippefcher Forstmann erzählte einem Mitarbeiter der „Frankfurter Ztg.“: „Hier sind gute Hirse . . . so haben sie in Rominten keine. Die Achtundzwanziger, die da geschossen werden, das sind gewisse „Kartoffelhirse“. Wissen Sie, die sind bald zahm, die werden mit zerquetschten Kartoffeln förmlich gemästet, und darüber wird phosphorhaltiger Kalk gestreut, für die Knochen- und Geveißbildung, und dann setzen sie das großmächtige Gehörn auf.“ —